

**Impuls zum Thema „Heimat im 21. Jahrhundert“ bei den
Ökumenischen Tagen in Mainz-Gonsenheim am 19.11.2019**

Als Katholik und als Gonsenheimer Nachbar einen Impuls bei den Ökumenischen Tagen für die Pfarrei St. Stephan hier in Canisius geben zu dürfen, das ist für mich eine große Freude. Ich bedanke mich sehr herzlich dafür, lieber Herr Pfarrer Weindorf, und auch Ihnen, meine Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder, sage ich ganz herzlichen Dank für diese Einladung.

Ich bin ihr auch deshalb gerne gefolgt, weil sie aus der Heimat kommt. Vielleicht weiß der ein oder andere von Ihnen, dass ich ganz in der Nähe aufgewachsen bin, in Bingen. Das rheinhessische Hügelland ist – wie der Rhein – die Landschaft meiner Kindheit und Jugend. Ich möchte deshalb gerne die Gelegenheit nutzen, etwas zum Thema Glaube und Heimat im 21. Jahrhundert, Verwurzelung und Bindung zu sagen.

Die von mir sehr verehrte Schriftstellerin Anna Seghers – die größte jüdische Stimme, die Mainz im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat – hat einmal von dem „Originaleindruck“ gesprochen, den sie als Kind und Jugendliche aus der Gegend vom Rhein und aus seiner Umgebung, von der alten Römer-, Kaiser- und Bischofsstadt Mainz empfangen hat. Anna Seghers war die Tochter des jüdischen Kunsthändlers Isidor Reiling, der sein Geschäft im Schatten des Doms hatte und mit dem Bischof ebenso auf Augenhöhe verkehrte wie dem

Großherzog. Geboren als Netty Reiling musste sich Anna Seghers in den Wirren des letzten Jahrhunderts zurechtfinden und nach Ihrer Vertreibung aus Hitlerdeutschland Zuflucht suchen, zunächst in Frankreich, später in Mexiko. Nach dem Krieg, nach dem Tod ihrer Eltern im Holocaust wandte sie sich einem neuen Glauben zu, dem kommunistischen, und zog nach Ost-Berlin.

Der Originaleindruck vom Rhein war in ihren Werken auch dann noch zu spüren, als sie die Heimat längst hatte verlassen müssen, verlassen musste. Aus Frankreich, Mexiko oder später in der DDR beschrieb sie die untergegangene Landschaft ihrer Kindheit und Jugend und lauschte manchmal ihren frühesten Erinnerungen nach. Ich hatte das Glück, das selbst zu erleben, als sie mich im Jahr 1980 als jungen Hörfunk-Reporter in ihre Wohnung nach Berlin-Adlershof eingeladen hatte. Wie mir erst später klar wurde: nicht um ein Interview zu geben oder ihr öffentliches Bild in der Bundesrepublik irgendwie zu polieren. Nein, sie hatte Sehnsucht nach ihrer Heimat und wollte mit einer Stimme aus Mainz sprechen. Das war kurz vor ihrem 80. Geburtstag.

Ich denke, auch für die Religion, für das religiöse Erwachsen-Werden, für Bindungen, die sich entwickeln und die ein Leben lang halten können, gibt es einen solchen „Originaleindruck“. Religion wird ja erst im späteren Alter zu einer Frage des Kopfes, der intellektuellen Prüfung, des Zweifelns und des Verstands. Zunächst einmal werden wir – wenn wir das Glück haben -

in eine religiöse Welt hineingeboren, die uns umgibt, einnimmt, schützt als etwas Selbstverständliches. Etwas wofür wir nichts können. Es ist eine Prägung, ein Hineingeboren-Sein, das wir in erster Linie den Eltern, der Familie, frühen Prägungen verdanken. Die sich, so denke ich, früh verbinden mit sinnlichen Eindrücken.

Erinnerungen an Melodien und Texte. An Stimmungen in Kirchen. An bestimmte Feste. Für einen Binger gehört dazu die Rochuswallfahrt im August, eine rheinisch-katholische Mischung aus religiöser Herausforderung und fröhlichem Beisammensein bei Weck, Worscht und Woi. Man soll das nicht gering schätzen, denn der Glaube findet so Wurzeln, Ausdruck, er verbindet sich mit Lebensgewohnheiten. Er wird zur Heimat.

Katholisch sozialisiert im typischen Jugendverband der 70er-Jahre habe ich dort auch gelernt, mich mit politischen Themen auseinander zu setzen: Kommunalpolitik, beginnend beim Thema Spielplätze. Aber auch der ganz große Bogen, in diesem Fall: die Verbindung zu einem Pater, der in einem Elendsviertel in Caracas/Venezuela arbeitete, gehörte dazu.

Später, in den Jahren nach 1995, habe ich als Vater einer Tochter, die zur Erstkommunion gehen sollte, neue Wurzeln in einer Berliner Gemeinde gezogen und dabei gelernt, dass Verankerung in einer Kirchengemeinde eben auch Heimat schafft, Heimat an einem fremden Ort, aber auch Heimat in der Kirche, ganz einfach durch Zuwendung

zum Gläubigen, durch Verweilen-Können im Gottesdienst, durch gepflegte Liturgien, lebensnahe Predigten und gut ausgewählte und natürlich gespielte Musik.

Und natürlich: Heimat entsteht, wenn Kirche in existentiellen Momenten da ist, Geburt, Ehe, Tod. Bingen, Caracas, Berlin, später eine Reise mit Misereor nach Äthiopien – Katholisch-Sein wurde für mich zum Heimat-Finden überall.

Das katholische Gepränge – Messkleidung, Weihrauch, Liturgie, das Vaterunser, das selbst in fremden Sprachen erkennbar bleibt, uralte Musik – all das schafft Heimat, kann zum seelischen Grundstoff werden. Das ist stark in unserer gewiss nicht reizarmen Welt. Und das müssen wir beschützen.

Darum ist es auch so wichtig, dass die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche weiter konsequent aufgearbeitet werden. Heimat entsteht ja nicht durch ein irgendwie wohliges Gefühl. Heimat muss sich immer auch bewähren. Man muss es ganz hart und entschieden sagen: in der Kirche wurden Menschen – und zwar oft die Verletzlichsten, Kinder und Jugendliche – Menschen, die sich anvertrauten und Boden suchten, zutiefst und oftmals lebenslänglich verletzt. Deshalb steht die Kirche jetzt vor der Frage, ob sie überhaupt noch in der Lage ist, die Perspektive der Opfer, der Schwachen einzunehmen. Sie muss prüfen, ob der Priesterberuf die Falschen anzieht

und schützt und das Zölibat vielen Priestern ein Lebenskonzept auferlegt, an dem sie scheitern.

Um Heimat zu bleiben, muss sich die Kirche also ändern und vor allem zur Perspektive der Opfer finden. Das heißt dreierlei. Erstens: Die Täter müssen zur Verantwortung gezogen werden. Zweitens: die Opfer haben das Recht auf Respekt, Entschädigung und Verurteilung ihrer Peiniger. Drittens: die Kirche muss alles tun, damit solche Räume der Gewalt nicht weiter bestehen.

Der Missbrauchsskandal hat schockierend klargemacht, dass die Kirche keinen Anspruch auf Sonderregeln hat, die mit einer besonderen Moralauffassung oder Moralpraxis begründbar wären. Die Kirche gehört in Deutschland zu den gesellschaftlich relevanten Organisationen, die, dem Subsidiaritätsprinzip folgend, staatliche Aufgaben übernimmt, in allen für die Menschen (nicht nur für die Gläubigen) wichtigen Lebensbereichen. Sie erhält dafür viele Millionen, ja Milliarden Steuergeld (zusätzlich zur Kirchensteuer). Sie ist damit ihren Gläubigen und der Gesellschaft Rechenschaft schuldig. Wer von der Gesellschaft Mittel erwartet, muss seine Regeln nachvollziehbar erklären und glaubwürdig leben.

Nach dem Missbrauchsskandal muss die Macht zwischen „Amt“ und „Laien“ neu austariert werden. Klerikalismus ist, wenn die Kirche trotz reichlich vorhandener Geld-, Personal- und Sachmittel strikt auf *die* ausgerichtet wird, die geweiht sind. Es ist der falsche Weg, wenn

Kirchengemeinden hinter der Formel „pastorale Räume“ immer größer und damit anonymer werden. Die schrumpfende Zahl von Gläubigen, von Heimat-Suchern, muss im Vordergrund stehen und nicht die „Versorgung“ mit Priestern. Es ist Zeit, die Priesterfixierung aufzugeben, nicht nur im Gottesdienst, sondern auch in der Administration der Gemeinden. Nur so kann die Tür zum Glauben auch in Zukunft weit offen bleiben. Nur so kann die Kirche Heimat bleiben – oder wieder werden.

Für mich hat der Glaube unterschiedliche Dimensionen. Erwachsener Glaube ist etwas anderes als kindlich-erworbener Glaube. Das Zweifel, das Suchen, das Ringen mit der Vernunft, die Frage nach den konkreten gesellschaftlichen oder politischen Konsequenzen aus einem christlichen Menschen- und Weltbild – das ist das eine und es ist wichtig, dass wir diese Fragen beantworten und die Diskussion führen, laut und in der Öffentlichkeit und nicht so verzagt wie in den letzten Jahren. Anwalt von Menschlichkeit und einer Gesellschaft für alle – nur so wird die Kirche ihrem Anspruch gerecht, mitten in der Welt.

Neben den erwachsenen, politischen Dimensionen des Glaubens gibt es auch das andere – Momente im Leben, in denen es uns um inneren Halt, um Verwurzelung, um das Empfinden und die Realität von Gemeinschaft geht. Dazu gehören gewiss immer wieder Menschen, die uns – durch ihr Vorbild, durch Gespräch, durch Glaubwürdigkeit, auch dadurch, dass sie uns an ihren Glaubenskämpfen und Glaubenskrisen teilnehmen lassen – zeigen, dass dieser

Glaube etwas diesseitiges ist, etwas lebendiges ist, eine Hilfe, das eigene Leben zu meistern. Sich zurückbeziehen zu können an einen konkreten Ort, das trägt und hilft, gerade auch in der Fremde.

Beide Dimensionen, die sehr persönliche und die intellektuell-kämpfende, sollten zusammen kommen. Natürlich muss man als Erwachsener um den Glauben ringen und darf sich nicht allein dem Glaubensgefühl hingeben. Sonst wird's leicht kitschig. Die Frage ist, ob diese ja eigentlich so unwahrscheinlichen Wahrheiten wirklich wahr sind und ob die letzten Antworten – die nach dem Sinn des Lebens, nach dem Tod, nach dem Weiterleben, der Auferstehung, der Vergebung der Sünden – wirklich so leicht zu beantworten sind, wie die Kirche manchmal behauptet. Gerade weil wir immer wieder zweifeln, sind die Originaleindrücke so wichtig, die Erinnerung an Menschen, unsere Mütter und Väter des Glaubens, und an die Orte, an denen wir diesen Glauben erworben, an denen wir unsere Heimat gefunden haben.

Zu meinen religiösen Originaleindrücken gehört übrigens auch, dass „evangelisch“ und „katholisch“ bis in die Familie hinein trennend wirken kann und den Zugang zueinander erschwert oder gar unmöglich macht. Gott sei Dank ist das überwunden. Aber es dauert lange, bis solche Wunden heilen – und die Narben bleiben, auf der eigenen Seele und auch in den Familien. Ein solches geradezu fanatisiertes Verständnis von der Überlegenheit der eigenen Konfession, die Herabwürdigung des anders-

Gläubigen, sogar des anders gläubigen Christen, ist eine Gefahr, die es in der Geschichte der Kirche immer gegeben hat – ich denke, es gibt darauf nur eine Antwort: guten Willen, Respekt und der Verzicht auf Überlegenheitsanwandlungen. Ich lerne übrigens im Lauf meines religiösen Lebens immer mehr in der anderen Konfession das zu finden, was mir im angeborenen Glauben fehlt. Nicht als Trennung, sondern als Gewinn der Verschiedenheit – so sollten wir den ökumenischen Weg sehen.

Die Kirche ist „eine Kirche unterwegs“ – und sie ist in verschiedenen Formen und Traditionen unterwegs. Die Trennung ist schmerzlich. Aber der Weg zur Einheit führt nur über den Respekt voreinander – und darüber, nicht das Trennende in den Vordergrund zu stellen, sondern das Verbindende.

In Zeiten, in denen die gesellschaftlichen Gräben tiefer zu werden scheinen, in einer immer komplizierteren Welt, die von Globalisierung, Digitalisierung, zunehmendem Wettbewerbsdruck auch für den Einzelnen geprägt ist, wird ebendieses Brückenbauen, werden Halt und Heimat immer wichtiger. Vermitteln, verbinden, verstehen: Hier tragen natürlich auch die Medien große Verantwortung.

Heimat bedeutet für mich verstehen und verstanden werden. Sie hat also vor allem eine kulturelle Dimension. Heimat steht aber auch für Teilhabe an der Welt, dafür, dass man durch Arbeit – sei es handwerkliche Arbeit,

Organisationsarbeit – sich selbst verwurzelt, dort, wo diese Arbeit eben geleistet wird, zusammen mit Kollegen, mit denen man an der Werkbank steht, am Fließband, einen Schreibtisch oder ein Büro teilt. Oder ehrenamtliche Arbeit, hier in Gonsenheim z.B. in den vielen Flüchtlingsinitiativen. Und schließlich steht Heimat auch für einen gemeinsamen Begriff der Wurzeln, woher wir kommen – in diesem Fall unserer komplizierten deutschen Geschichte, deren Durchdringung – um nicht zu sagen: Bewältigung – unsere Identität sehr bestimmt.

Heimat ist eben auch ein gemeinsames Bild von Wurzeln – und ich meine: wir müssen die Arbeit daran lebendig halten, nicht nur für die nachwachsende Generation, auch für die Einwanderungsgenerationen und offenbar für manchen Deutschen, der sich von neu-nationalistischen Parolen, Sie wissen wovon ich rede, beeindrucken lässt.

Heimat – das sind sicher unsere allerersten Eindrücke, Heimat ist aber eben auch das, was man sich gemeinsam erarbeitet. Es geht in der Tat um das „Wir“. Deshalb sage ich auch: Wir müssen – wenn wir von Partnerschaft der Glaubensgemeinschaften sprechen, mehr Kontakt mit den Muslimen in Deutschland suchen. Vielleicht ist der Kontakt zwischen Pfarrgemeinderat und Imam vor Ort wichtiger als die Zusammentreffen auf der hohen repräsentativen Ebene.

Ja, wir müssen den Dialog pflegen mit den Millionen Muslimen, die schon seit Jahrzehnten in unseren

europäischen Gesellschaften leben und nun zu Tausenden neu hinzugekommen sind. Dialog heißt aber auch Auseinandersetzung. Für Überzeugungen einstehen.

Die sogenannte Flüchtlingskrise, die 2015 begann, ist nicht neu. Flüchtlinge drängen seit mindestens zwei Jahrzehnten an die europäischen Grenzen. Wir haben die Bilder doch nicht vergessen: vom schockierten EU-Kommissionspräsidenten Barroso vor den weißen Särgen in Lampedusa bis zur demonstrativen Pastoralreise des damals gerade gewählten Papstes auf diese Insel, die längst zum Symbol geworden ist. Franziskus nutzte sie zu einer wütenden Ermahnung zur Menschlichkeit. Und wenn wir hier auch darüber sprechen, was die Kirche erreichen kann, so würde ich das als Beispiel nennen und behaupten, es war nicht zuletzt der dramatische Appell von Franziskus, der dazu führte, dass die Rettungsaktionen wieder aufgenommen wurden.

Aber wir haben ja erlebt, und erleben es bis heute, dass es einen Kampf um diese Instrumente der Menschlichkeit gibt und lassen Sie es mich so sagen: dass sich Europa von der Seenotrettung im Mittelmeer zurückgezogen hat und deshalb allein in diesem Jahr Zehntausende ertranken, ist eine Schande.

Rund 1,5 Millionen Menschen strömten seit 2015 nach Deutschland. Man könnte, was sich ereignet hat, auch so beschreiben: Europa, Deutschland zumal, erfuhr, dass Globalisierung mehr ist als die Öffnung der Märkte.

Globalisierung hat nicht nur eine ökonomische, sie hat auch eine menschliche, eine humanitäre Dimension. Menschen in Afrika oder in den durch Krieg und Bürgerkrieg heimgesuchten Ländern von Syrien bis Afghanistan sind nicht nur Kunden und Konsumenten für Waren „made in Germany“. Ähnlich wie einst die DDR-Bürger durchs Westfernsehen wissen sie, weiß die durch das Internet verbundene Welt recht gut, wie es sich in „Germany“ lebt, oder meint es zu wissen. Vielleicht ist es in die Entscheidung der Bundeskanzlerin in jener Nacht des 4. September eingeflossen, die Grenzen nicht dicht zu machen, dass es – nach allem, was Deutschland der Welt im 20. Jahrhundert angetan hat – nicht selbstverständlich ist, als Modell, als Sehnsuchtsland, als Hort der Sicherheit zu gelten. Warum ist es uns eigentlich nicht gelungen, darauf stolz zu sein?

Aber wir wollen nicht lamentieren. Die Kirche und die Christen müssen bei den Konflikten um die sozialen Ressourcen in dieser Gesellschaft – Kindergärten, Schulen, Wohnungen, finanzielle Hilfen – zur ausgleichenden Kraft werden und einen Kampf zwischen neuen und alten Armen verhindern. Dieser würde zwangsläufig zu gesellschaftlicher Radikalisierung führen. Durch die sogenannte Flüchtlingskrise sind wir unverhofft wieder in eine wichtige Rolle geraten. Es ist die Rolle der Rückkopplung der sogenannten christlichen Werte an die politische Realität. Solidarität, Lastenteilung, Hilfe für die Schwachen sind plötzlich ganz konkret geworden.

Die Kirche hat bei der Bewältigung der Krise bereits kräftig mitangepackt - durch den professionellen Einsatz ihrer Hilfswerke und durch die Organisationskraft von Diözesen und Gemeinden. Wir können jetzt viel dazu beitragen, dass diese Gesellschaft nicht fremdenfeindlich wird, sondern fremdenfreundlich bleibt und auch denen, die neu dazu kommen, eine neue Heimat gibt.

Jeder von uns kann dabei seinen Teil leisten: „Ecce homo“ . „Seht, da ist der Mensch“ – wir sollten die Geflüchteten als Menschen begreifen, mit Gesicht, Geschichte und Schicksal. Und wir sollten diejenigen, die bereit sind, sich auf unser Land, seine Geschichte und Kultur einzulassen, eine Chance auf ein neues Leben bieten. Genauso sollten wir aber auch daran arbeiten, dass Menschen in ihrer eigentlichen Heimat bleiben können. Es gibt nur noch eine Welt. Zum ersten Mal wird doch klar, dass – ganz unabhängig von humanitären Motiven – wir ein ganz eigenes Interesse haben, dass Menschen in Afghanistan oder Nigeria, in Eritrea oder Mali ihr Leben leben können. Armut und Aussichtslosigkeit führen zu Völkerwanderungen und internationaler und nationaler Destabilität. Dagegen helfen keine Zäune und Mauern, sondern nur die politische Perspektive der einen Welt – und eine Abschätzung der Folgen unserer eigenen Politik und Lebensweise für die anderen.

Vergessen wir nicht: Deutschland handelt aus einer Position der Stärke heraus. Vielleicht aber stehen wir – Sie, Sie oder ich – auch irgendwann als gebeutelter,

erbarmungswürdiger und gescheiterter Mensch vor einem anderen. Und dann? Was erwarten wir von Pilatus, was von der Menschenmenge? Es gibt niemanden, der nicht darauf angewiesen ist, gesehen zu werden. Als Mensch.

Lassen Sie mich am Ende zurückkommen auf Anna Seghers, die große Heimatdichterin unserer Region. In ihrem berühmten Roman „Das Siebte Kreuz“ beschreibt sie die Landschaft des Rheins als letztlich unzerstörbare große Bühne der Geschichte. Am Ende lässt Anna Seghers eine Gruppe von Gefangenen in einem Nazi-Lager sprechen: „Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können, bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, dass es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar“.

Unangreifbar und unverletzbar. Es geht um Grundgefühle und Grundrechte des Menschen, um Grundverankerungen. Wir brauchen sie, gerade in dieser von Kommunikation, Reisen, permanenter Erneuerung geprägten Welt des 21. Jahrhunderts. Ich könnte es auch so sagen: wirklich leben kann man nicht auf Facebook, sondern nur Aug´ in Aug´ mit wirklichen Menschen. Es geht also darum, dass wir uns gegenseitig Heimat werden.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.